Morgen-Ausgabe. **Nr. 11.** **Berlin,** Sonnabend, den 7. Januar **1893.**

Neue Preußische Zeitung.

Gott mit uns. Für König und Vaterland. Gewährt

Berlin, Sonnabend, den 7. Januar **1893.** **Nr. 11.** Morgen-Ausgabe.

Die Blatt erscheint zweimal täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Festtage. — Vierteljährlicher Abonnements-Preis: für Berlin: 7 Mark 50 Pfennig, mit Botenlohn 8 Mark 50 Pfennig. — Für das deutsche Reich und für ganz Oesterreich: 9 Mark. — Die einzelne Nr wird mit 10 Pfennig berechnet.

Alle Postanstalten nehmen Bestellung auf dieses Blatt an, für Berlin die Expedition der Neuen Preußischen Zeitung: W. Koeniggraetzer-Straße Nr 15, und die bekannten Spediteure. Inseriatens-Gebühr für den Raum einer sechsgespaltenen Petitzeile 40 Pfennig.

Telegraphische Korrespondenzen.

(Siehe auch zweite Seite.)

* **Wien,** 6. Januar. (Privat-Telegramm.) Unterrichtete Kreise bestätigen, daß, dem ungarischen Wunsche entsprechend, der Errichtung eigener ungarischer Hofämter gewillfahrt werden dürfte. — Die Verhandlungen der Regierung über die Mehrheitsbildung werden heute, und zwar mit den Polen fortgesetzt; die Verhandlungen werden strengstens geheim gehalten.

Wien, 6. Januar. (W. T. B.) Heute Nachmittag fand bei dem Ministerpräsidenten Grafen Taaffe eine längere Besprechung statt, an welcher die Minister Gautsch, Steinbach, Zaleski und der Obmann des Polenklubs Jaworski theilnahmen. Die Besprechung wird morgen fortgesetzt.

Pest, 6. Januar, 4 Uhr Nachm. (W. T. B.) Der Abschluß zwischen dem ungarischen Finanzminister und der Rothschildgruppe ist soeben perfekt geworden.

Paris, 6. Januar. (W. T. B.) Für den Fall, daß der Deputirte Baihaut wegen Handlungen, die er als Minister im Jahre 1886 begangen hat, vor den Senat als Staatsgerichtshof gestellt werden sollte, müßte die Regierung die betreffenden schuldbaren Handlungen zur Kenntniß der Kammer bringen, welcher es obliegen würde, eine neuerliche Untersuchung des Falles vorzunehmen, bevor sie den Angeschuldigten vor den Staatsgerichtshof verweist. Die Kammer würde hierbei auf Schwierigkeiten stoßen, weil kein Gesetz besteht, welches das Verfahren der Vornntersuchung und der Anklage im einzelnen regelt.

Paris, 6. Januar. (W. T. B.) Die Abendblätter besprechen die gegen den Deputirten Baihaut erhobenen Beschuldigungen und behaupten namentlich, Baihaut habe im Jahre 1886 als Arbeitsminister den amtlichen Bericht des Ingenieurs Roussan, welcher den Panama-Kanal als nahezu unausführbar und die Kosten als unübersehbar bezeichnet habe, mit Bewilligung Blondins und der Administratoren der Panama-Gesellschaft gefälscht. Der damals im „Temps" veröffentlichte und als offiziell bezeichnete Bericht lautete dahin, daß der Panama-Kanal im Jahre 1892 vollendet sein und nicht mehr als 2 Milliarden Francs kosten würde. — Die „Cocarde" will erfahren haben, Baron Rothschild und Baron Hirsch hätten der neu zu konstituirenden Panama-Gesellschaft je 25 Millionen Francs zur Verfügung gestellt.

Liverpool, 6. Januar. (W. T. B.) Zu vergangener Nacht brach in einem sechsstöckigen Speicher in der Jumperstreet, der hauptsächlich mit Baumwolle angefüllt war, Feuer aus, welches erst heute Mittag bewältigt wurde. Nahezu 11 000 Ballen Baumwolle sind verbrannt. Der Schaden wird auf 200 000 Pfund Sterling geschätzt. Zwei Feuerwehrleute fanden in den Flammen den Tod.

Brüssel, 6. Januar. (W. T. B.) Die Revisionskommission berieth heute über die Wahlreform. Fiere-Orban (gemäßigte Linke) wandte sich entschieden gegen das von der Regierung in Vorschlag gebrachte Wahlsystem, welches die Zahl der Wähler auf 1 Million erhöhe, während dieselbe 540 000 nicht überschreiten sollte.

* **Belgrad,** 6. Januar. (Privat-Telegramm.) Der neuerliche Versuch der Radikalen, die russische Unterstützung für die Wiederherstellung ihrer Herrschaft anzurufen, erfuhr einen entschiedenen Mißerfolg.

Bukarest, 6. Januar. (W. T. B.) Infolge der andauernden Schneefälle und der damit verbundenen Verkehrsstörungen ist die Abreise des Königs nach Sigmaringen auf morgen Vormittag verschoben worden.

Die Heeresvorlage und die Silberfrage.

(Von Graf Kanitz-Podangen.)

(Schluß.)

Im großen und ganzen haben die Reichstagsdebatten über die geplante Erhöhung unserer Wehrkraft keinen sonderlich erhebenden Eindruck gemacht. Wenn auch niemand im Stande war, die von der Regierung vorgelegten Ziffern über die Stärkeverhältnisse der europäischen Armeen anzuzweifeln, so waren es doch nur die Konservativen und Freikonservativen, welche — natürlich unter Vorbehalt sorgfältiger Prüfung — sich bereit erklärten, das vom Kanzler angemahnte Opfer zu bringen. Der konservative Redner, Freiherr v. Manteuffel, machte kein Hehl daraus, „daß durch diese Vorlage im Wesentlichen die Landwirthschaft und die landwirthschaftliche Bevölkerung beschwert werde." Er wies darauf hin: „daß man gewisse Rücksichten auf das platte Land und die Landwirthschaft nehmen müsse, um demselben die Möglichkeit zu geben, diese enorme Last zu tragen. . . . Das schließen Sie nicht nur dem platten Lande, das schließen Sie dem Vaterlande in seiner Gesammtheit; denn wenn die Landwirthschaft nicht mehr existiren kann, dann wird auch die Zahl der einzustellenden Rekruten mehr und mehr verschwinden, dann werden Sie dahin kommen, daß Sie nicht mehr in der Lage sind, das Kontingent zu beschaffen, welches für unsere Wehrhaftigkeit nothwendig ist." — Der konservative Redner erinnerte sodann an die vielfach verlangte Aenderung des Unterstützungswohnsitz-Gesetzes, an das dringende Bedürfniß einer Regelung der Währungsfrage und erklärte zum Schluß, daß seine Partei, wenn sie sich von der unabdinglichen Nothwendigkeit der Heeresvermehrung überzeugen sollte, ihre Bedenken vor ihrem Patriotismus weichen lassen werde.

Von den anderen Fraktionen haben nur noch die Freisinnigen eine ähnliche Bereitwilligkeit zur Annahme der Vorlage gezeigt, die große Mehrheit des Reichstages wollte entweder nur einen Theil der von der Regierung gestellten Forderungen oder überhaupt gar nichts bewilligen. „Das Land kann diese Last nicht tragen" — das war der alle Reden durchklingende Grundton.

Wie ganz anders geht es in Frankreich zu, wenn dort Geld und Rekruten zur Verstärkung der Wehrkraft verlangt werden. Mit überwältigenden Majoritäten bewilligen die gesetzgebenden Körperschaften jede Forderung, und so wird Frankreich mit seinen 38 Millionen Bewohnern bald im Stande sein, eine weit stärkere Armee ins Feld zu führen als Deutschland, welches doch 49 Millionen Bewohner zählt.

Wie ist es doch das ablehnende Verhalten unserer Volksvertretung zu erklären? Ist Deutschland wirklich unser Stande, dem kleineren Nachbarvolke die Wage zu halten? Ist seine physische oder seine moralische Kraft gebrochen? Wollen wir uns gegen die drohende Gefahr verschließen, wollen wir den Kopf in den Sand stecken und einen unglücklichen Krieg mit all seinen Verheerungen über uns ergehen lassen? — Gewiß ist diese Bewaffnung jedes wehrfähigen Mannes, sind diese ins Endlose betriebenen Rüstungen, welche wir in Frankreich sehen, ein Unglück für ganz Europa. Es ist eben die alte Lehre von der Schraube ohne Ende. Wenn in dem einen Lande an der Schraube gedreht wird, müssen die anderen Länder mitdrehen, oder sie haben die Unterlassung schwer zu büßen. — „Aber das Land kann diese Last nicht tragen" — so sagen unsere Volksvertreter, und wir müssen mindestens in eine Prüfung der Frage eintreten, ob und warum Deutschland dieselbe Last, welche das kleinere Frankreich ohne Bedenken auf sich genommen hat, nicht zu tragen vermag. Bei dieser Prüfung gelangen wir mit Nothwendigkeit zu einer Vergleichung der wirthschaftlichen Einrichtungen und Zustände beider Länder, und dieser Vergleich fällt allerdings nicht zu Gunsten Deutschlands aus.

Die Landwirthschaft, die eigentliche Trägerin der nationalen Wehrkraft, liegt in Deutschland darnieder, der Landmann kämpft einen harten und doch fast aussichtslosen Kampf um seine Existenz. In Massen ziehen die ländlichen Arbeiter nach den bevorzugten Industriebezirken und Großstädten, die Schwachen und Greise bleiben zurück, und der Armenpflege zur Last zu fallen; mit drückender Schwere lastet die neue sozial-politische Gesetzgebung, lasten die Beiträge zur Unfall-, Kranken-, Alters- und Invaliditäts-Versicherung gerade auf der Landwirthschaft, welche ja so vieler Arbeitskräfte bedarf. Und nun dazu die fortschreitende Entwerthung der landwirthschaftlichen Produkte, die immer wachsende Schwierigkeit, aus dem Verkauf von Getreide und Vieh das zur Bestreitung aller Abgaben und Lasten nöthige Geld zu erzielen! — Unter diesen Umständen hätte man wohl erwarten dürfen, daß die Regierung, wenn sie der Landwirthschaft solche Bürde auferlegt und diese Bürde durch die Heeresvermehrung noch vergrößern will, auch bestrebt sein werde, die Leistungsfähigkeit der Landwirthschaft entsprechend zu erhöhen und namentlich dem verderblichen Preissturzgange der landwirthschaftlichen Produkte entgegenzuwirken. Leider ist diese Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen. Die Regierung hat vielmehr geglaubt, das dürftige Schutzmittel, welches die Landwirthschaft in den Getreidezöllen besaß, noch abschwächen zu dürfen, indem sie diese Zölle durch die vorübergehen Handelsverträge bedeutend herunterset. — Die Landwirthschaft kann sicher sein, daß die Zölle nicht weiter heruntergesetzt werden, als sie es vertragen kann. — Dieser damaligen Ansicht eines hohen Reichsbeamten dürfte heute schwerlich aufrecht zu halten sein. — Und wo nun noch die Oeffnung unserer Grenzen für die Einfuhr des verseuchten ausländischen Viehs, wodurch unserer Landwirthschaft ein unberechenbarer Schaden zugefügt ist.

Wie ganz anders wird in Frankreich für die Landwirthschaft gesorgt? Dort sind alle Parteien darüber einig, daß die Landwirthschaft bei Kräften und im Wehrstande erhalten werden müsse, das freihändlerische Verlangen nach Aufhebung oder Ermäßigung der landwirthschaftlichen Schutzzölle findet dort keinen Anklang, weder die Rechte noch rechts der Regierung. Frankreich hat vor Jahresfrist gesetzlich einen neuen Zolltarif mit Vorzugsbestimmungen für die Vertragsstaaten aufgestellt, aber die landwirthschaftlichen Schutzzölle wurden von vornherein in den Maximaltarif gesetzt, kein Handelsvertrag darf an diesen Zöllen rütteln, und niemand im Lande denkt daran, diese Zölle gegen Konzessionen anderer Länder zu verhandeln. — Eben weil das französische Volk alles daran setzt, seine Wehrkraft zu erhöhen, wird der Landwirthschaft die dringend nöthige Hilfe zu Theil werden. Welch bemerkenswerth ist, was der Abgeordnete de Kerdrel am 12. December letzter Session ausführte:

„Der französische Ackerbauminister machte im Verlauf des Sommers eine Reise durch Frankreich, und er konnte mit tiefem Gefühl die Fortschritte beglückwünschen, welche die französische Landwirthschaft gemacht habe, er konnte namentlich das Steigen des Wohlstandes in der Landwirthschaft beglückwünschen. Wenn der preußische Minister für Landwirthschaft eine Rundreise machen wollte — eine solche Reise würde er nicht halten können, denn bei uns geht die Landwirthschaft reißend und rapide herunter."

Jedoch ist es nicht blos die Stetigkeit der selbstleitenden Einrichtungen, welcher die französische Landwirthschaft ihren Flor verdankt. Auch das Währungssystem Frankreichs spielt hier eine wichtige Rolle, von der Gesetzgebung und ihrer günstigen Wirkung ist das Land verschont geblieben. Die Depreciirung, welche — wie eben erwähnt — die Grundlage des französischen Systems bildet, hat eine Reihe von Jahren regelrecht funktionirt, und wenn jetzt freie Silberprägung auch infolge der deutschen Silbervorlage bei einzelnen Gelegenheiten auftreten, so hat Frankreich doch sein Silber im Lande behalten. Frankreich befindet sich trotzdem richtigen Mäßvorlauf jetzt im Besitze eines ansehnlichen Silbervorrathes von mehr als 3000 Millionen Francs in Münzen und Barren, und diese Silbermenge bildet ein wirksames Gegengewicht gegen die überhandnehmende Kaufkraft des Goldes, was natürlich der Preisbildung zu gute kommen muß.

Aber diese Silbermenge wird auch — und darauf lege ich einen besonderen Nachdruck — dem Lande im gegebenen Falle die Mittel zur Kriegsführung liefern. — Frankreich ist thatsächlich viel reicher an Edelmetall als Deutschland und zwar nicht bloß an Silber, sondern auch an Gold. Die Gefahr von der alleinseligmachenden Goldwährung fällt in ihr Nichts zusammen, wenn man die Edelmetall-Vorräthe Deutschlands und Frankreichs einander gegenüberstellt. Zieht man noch in Betracht, daß Frankreich vor 22 Jahren einen unglücklichen Krieg geführt hat, welcher dem Lande Milliarden kostete, daß es außerdem eine Kriegs-Kontribution von 5 Milliarden an Deutschland gezahlt, ungeheure Summen (viel mehr als Deutschland für sein Heer, seine Festungen und seine Flotte verausgabt, kostspielige Kriege in Asien und Afrika geführt, außerdem noch 1400 Millionen für den Panama-Kanal gespendet hat (diese Summe scheint allerdings größtentheils im Lande geblieben zu sein), und daß trotz alledem die 3prozentige französische Rente sich auf demselben Kurse hält wie unsere 3proz. Reichsanleihe, so dürfte sich für unsere Freihändler und Goldwährungsmänner doch einiger Stoff zum Nachdenken ergeben.

Daher auch der enge Zusammenhang unserer Militärvorlage mit der Silberfrage. Der auf der Erwerbsthätigkeit Deutschlands lastende Bann der Goldwährung muß gelöst, das Land muß in den Stand gesetzt werden, den höheren Anforderungen an die Wehrkraft zu genügen, denn wird niemand mehr das Recht haben, das leidige Wort auszusprechen: „Das Land kann diese Last nicht tragen".

Und ebenso wichtig ist die Währungsfrage für die rechtzeitige Beschaffung der zur Kriegsführung nothwendigen Geldmittel. Was hilft es uns, wenn wir eine Armee von fast 4½ Millionen Mann aufstellen, und es fehlt uns an Geld, um sie zu erhalten? Wie lange wird unser Kriegsschatz von 40 Millionen Mark Gold, den wir in dem Spandauer Festungsthurm verwahrt haben, ausreichen? Doch nur ein paar Tage. Nun kann ja zur Noth eine Geldanleihe bei der Reichsbank gemacht werden — wie groß der dortige Geldbestand ist, weiß ich nicht genau, und wenn ich es wüßte, so würde ich es nicht sagen. Aber so viel ist sicher, daß all dieses Gold nicht weit reichen wird, daß unmittelbar nach Ausbruch des Kriegs auf die Goldbeschaffung im Wege der öffentlichen Anleihe Bedacht genommen werden muß. Diese Operation wird sich um so schwieriger gestalten, und der Subskriptionspreis wird um so niedriger gehalten werden müssen, je weniger Edelmetall im Lande ist — bei zunehmendem Goldbedarf kann sich sehr leicht die Nothwendigkeit ergeben, Papiergeld ohne Deckung in Zahlung zu setzen. Die verderblichen Wirkungen einer solchen Maßregel brauche ich nicht erst auszumalen. — Sollte es da nicht rathsam sein, rechtzeitig für eine Verstärkung unseres Besitzstandes an Edelmetall zu sorgen und — da das Gold nicht in Frage kommen kann — dem Silber wieder die Thore zu öffnen? Allerdings würde ja die Kaufkraft des Goldes in unserem Kriegsschatz und in der Reichsbank hierdurch etwas herabgemindert werden, aber was bedeutet dieser kleine Verlust gegenüber den Kalamitäten, welche eine Zahlungsunfähigkeit unzureichenden Baarmitteln nach sich ziehen würde. Das Schicksal des Landes kann davon abhängen. So viel Silber als Frankreich im Jahre dort (60—70 Mark pro Kopf), sollten wir uns mindestens allmählich zu beschaffen suchen, und Geld brauchen wir dafür nicht hinzugeben! Unterlassen wir dies, so bleibt die französische Kriegsrüstung in einem beschwichtigen Vorsprung der unsrigen überlegen.

Man wende nicht hierzegen ein, daß Deutschland großer Besitz an ausländischen Wertpapieren und im Kriegsfalle wesentlich zu Statten kommen würde. Nur wenn die Kriegseriignisse von Anfang an eine günstige Wendung nehmen, wenn gleich die ersten Schlachten gewonnen werden, würde auf diese Hülfe zu rechnen sein. Wie war es denn im Jahre 1870? Als damals unmittelbar nach der Kriegserklärung die erste Anleihe aufgelegt wurde, da hielt sich das große Kapital vorsichtig von der Zeichnung zurück, das ist noch in unser aller Gedächtniß. Die kleinen Kapitalisten waren es damals, welche den Beutel öffneten und ihr Vermögen in den Dienst des Vaterlandes stellten. Die großen Kapitalisten mieteten sich erst, als ein paar Siege erfochten, als bei Kreditgewährung an den Staat keine Verluste mehr zu befürchten waren. — Was wir damals erlebten, wird sich bei Ausbruch des nächsten Krieges sicher wiederholen, nur mit dem Unterschied, daß das flüssige Kapital — mag dasselbe ein in- oder ausländischen Wertpapieren sein — jetzt noch mehr als vor 20 Jahren in den Händen der Großkapitalisten massirt ist, eine unwahrscheinliche Folge unseres Währungssystems.

Wir können hierauch heute schon mit Sicherheit voraussehen, daß es in einem künftigen Kriege mit der Geldbeschaffung nicht fonderlich glatt gehen wird, und wenn wir gar die erste Schlacht verlieren sollten, so wird schwerlich in unserer Tasche der bekannte „lahme Thaler" zu finden sein, welcher dem schließlichen Sieger gehört.

Eines weiteren Beweises für den innigen Zusammenhang der Militärvorlage und der Währungsfrage bedarf es wahrlich nicht. Si vis pacem para bellum! Das gilt für das eine wie für das andere.

Aber die Lösung der Währungsfrage ist auch eine Forderung der Gerechtigkeit. Noch niemals hat ein Gesetz in das Gewerbeleben eines Volkes so tief eingegriffen, hat solche Umwälzungen in dem Vermögensstande jedes einzelnen hervorgeführt, wie das Goldwährungsgesetz von 1871. Soll dieses Gesetz in Kraft bleiben, so muß auch die Grundlage desselben, nämlich das damals bestehende und in das Gesetz ausdrücklich aufgenommene Werthverhältniß, wonach die heute noch fortlaufenden Silberschulden in Goldschulden verwandelt sind, festgehalten werden.

Wenn aber Umstände, welche der Gesetzgeber nicht beherrscht, die Aufrechthaltung dieser Grundlage unmöglich machen, so kann auch das Gesetz nicht aufrecht erhalten werden. — Niemals konnte und durfte es die Absicht des Gesetzgebers sein, das Gesetz und Haben der Unterthanen so zu verschieben, wie es durch dieses Gesetz thatsächlich geschehen ist, keiner Regierung steht das Recht zu, das Privatvermögen des einen Staatsangehörigen zu schmälern zum Vortheil des andern. — Diese Wirkung des Gesetzes konnte damals vielleicht vorausgesehen werden, sie ist aber nicht vorausgesehen worden. Hätte man sie vorausgesehen, so würde das Gesetz sicherlich nicht erlassen worden sein. — Jetzt kann es sich nur um die Frage handeln, wie das eingetretene Mißverhältniß auszugleichen, wie das Uebergewicht, welches dem beweglichen Kapital durch dieses Gesetz gewährleistet wird, auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen ist. Und dazu bietet die Wiederherstellung des Silberwerths, die Herabminderung der ins Ungeheure gesteigerten Kaufkraft des Goldes den einzig gangbaren Weg.

Auch den beliebten Einwand kann ich nicht gelten lassen, daß die aus der Goldwährung sich ergebende Belastung der produktiven Arbeit an anderer Stelle ausgeglichen werde, daß jedermann sowohl Produzent wie Konsument sei und als Konsument durch den niedrigen Preis der Waare für den Nachtheil entschädigt werde, welchen er als Produzent zu tragen habe. Um diesen Einwand zu widerlegen, muß ich allerdings etwas weiter ausholen und nicht bloß die Gold- und Doppelwährungs-Länder, sondern überhaupt alle Länder in den Kreis meiner Betrachtung ziehen.

Mit jedem Jahre wächst die Bevölkerung der Erde und in demselben Maße muß der Ackerbau und die Industrie sich ausdehnen, um der vermehrten Menschenzahl die Nahrungsmittel und den sonstigen Lebensbedarf zu liefern. In demselben Maße müßte sich folglich auch das umlaufende Edelmetall — mag dies Gold oder Silber sein — vermehren, denn das Edelmetall ist das unentbehrliche Tauschmittel für alle Gegenstände des Lebensbedarfs beim Uebergang aus der Hand des Besitzers, der sie erzeugt, in die Hand desjenigen, der sie verbraucht. Hält die Vermehrung des Edelmetalls nicht gleichen Schritt mit der Vermehrung der Bevölkerung, so muß der jährliche Lebensbedarf eines jeden Menschen mit einer sich stetig verringernden Menge von Edelmetall aufgewogen, die Kaufkraft des Edelmetalls also beständig gesteigert werden. Der hierdurch den Verbrauchern erwachsende Gewinn aber ist für die große Mehrzahl derselben nur ein scheinbarer und vorübergehender. Zur Erzeugung des Lebensbedarfs für die sich vermehrende Menschheit bedarf es auch eines vermehrten Aufwandes von Arbeit in Landwirthschaft und Industrie, und wenn eine sich gleich bleibende Menge von Edelmetall auf die wachsende Arbeitersahl vertheilt werden soll, so muß der auf die Arbeitsleistung des Einzelnen entfallende Lohn ein allmähliche Verringerung erfahren. Das ist ein mit elementarer Gewalt sich vollziehender Vorgang, der keine Macht der Welt aufhalten kann. Und wenn jetzt bei der fortschreitenden Verbilligung aller Arbeitserzeugnisse vielfach schon Lohnermäßigungen stattgefunden haben oder als unabweisbar in nahe Aussicht gestellt sind, so liegt die Erklärung hierfür wahrlich nicht zu geringstem Theile in dem Umstand, daß die Edelmetallgewinnung hinter der Bevölkerungszunahme zurückbleibt, daß dieses Mißverhältniß in vielen Ländern durch die Ausschließung, durch die künstliche Entwerthung des Silbers noch herrschtlich verschärft worden ist. — Zweifellos hat, wie der Abgeordnete Bebel am 12. Dezember ausführte, „die Arbeiterklasse das größte Interesse daran, daß möglichst stabile Verhältnisse in Bezug auf die Preise der Waaren und die Arbeitslöhne vorhanden sind." Aber die nothwendige Voraussetzung für diese Stabilität ist auch, daß Edelmetalle und Waarenmengen thunlichst im Gleichgewicht erhalten werden. Wird der Zufluß des Edelmetalls künstlich verhindert, wie es durch die Goldwährung geschieht, können wir allein auf das Geld angewiesen sein, dessen Erzeugung beständig abnimmt, so kann von solcher Stabilität nicht die Rede und des Lohnkampfes wird kein Ende sein.

Hierin liegt die sozialpolitische Bedeutung der Währungsfrage. Wenn wir unsere wirthschaftlichen Zustände in gesunde Bahnen zurückführen und darin erhalten wollen, so gebiet hierzu vor allen Dingen der Umlauf einer genügenden Menge zahlkräftigen Edelmetalls, und da Gold nicht ausreicht, so muß das Silber zu Hülfe genommen werden, auch wenn es den neuen amerikanischen Minen entstammt. Daß diese Minen das nöthige Silber liefern können, unterliegt keinem Zweifel. Ihre Ausbeutung wird nur jetzt gerade lässig betrieben, weil der Silberpreis zu tief gesunken ist, mehrere Minen sind nach dem fruchtlosen Verlauf der Brüsseler Konferenz ganz geschlossen worden.

Es kann uns in der That gleichgültig sein, wo das Silber herkommt, dessen wir für unsere Münzstätten bedürfen. Das Gold in unseren Zwanzigmarkstücken ist auch nicht auf deutschem Boden gewachsen, es ist seit Jahrtausenden durch unzählige Hände gegangen, vielleicht schon zwischen Aztekes und Babylon hin- und herzewandert — wir fragen nicht danach. Warum sollen wir jetzt das Silber nach dem Geburtsschein fragen?

Möchte es nicht zu lange dauern, bis dem Silber die gebührende Stellung im Weltverkehr wiedergegeben wird. — Ob die Münzkonferenz im nächsten Mai wieder zusammentreten wird, wissen wir nicht, der Abschiedsgruß „auf Wiedersehen" war vielleicht nur ein Akt der Höflichkeit gegen die amerikanischen Delegirten. Aber dem sei wie ihm welle, wir brauchen auf die Konferenz nicht zu warten. Wenn es auch im Interesse aller Kulturstaaten liegen muß, Silberwährungsfragen im Wege internationaler Verständigung geregelt zu sehen, so ist Deutschland doch mächtig genug, um auch eine selbstständige Münzpolitik ziehen zu können.

Feuilleton.

Ein Versprechen.

Von [illegible]

A. v. Lilienecron.

(Fortsetzung.) 6

Langsam stieg eine leise Blauweile hid hinauf in des Mädchens Seiten, eine Blau kennen sie nicht über eine Lieben. „Nun, wenn es andere Gründe wären, die unsere Mutter an dem Schein hindern, wenn sie etwa dieser Reise wegen sorgen und fürchten, wenn die Mutter sich in Schwulgen kam, und es dem Vater so weh, so unhaßbar weh tut, wenn der Bruch bereitet wird."

„Warum," entgegnete er heftig, „weil der erwachsene Sohn doch wohl ein Recht dazu hat, vor seinen Vater hinzutreten und zu fragen, warum wird mir meine Mutter vorenthalten, auf die ich ein heiliges Anrecht habe, und zur Mutter zu fragen, warum entzieht Du Dich uns, warum hast Du den Platz verlassen, den Du auszufüllen hattest? Ich bin kein Kind, das man fortschickt, wenn es lästige Fragen tut, ich habe lange genug gewartet, jetzt aber kann ich auch verlangen, daß man mir Antwort giebt, wenn ich eine Frage stelle."

Er hatte sich in den Zorn hineingeredet, denn es fehlte ihm, daß Brittas nicht in seine Vorwürfe einstimmte, sondern ihm entgegen trat. „Du darfst das nicht thun, Pikter, keiner, auch nicht das eigene Kind hat das Recht, sich in ein Geheimniß zu drängen, das zwei Menschen miteinander theilen, die der Gott gelebt haben, eins zu sein," kam es zürnend von ihren Lippen.

„Ich meine, daß die hier Dinge mehr verstehe, als Du," lautete die scharfe Entgegnung, „einer von beiden trägt doch die Schuld an dieser Trennung und darüber möchte ich mir ein Urtheil verschaffen. Noch heute Abend, wenn der Vater zurückkehrt, werde ich Dir zeigen, daß ich mich nicht berechtigt fühle, eine solche Frage an ihn zu stellen."

„Daß wird Du nicht thun," — die Worte waren bebend und dem Munde des kleinen Mädchens hervorgestoßen, das nie in abwehrender Angst die Lippen zu Worten aufthrickte, der finster auf sie blickte. „Du wirst es nicht thun," wiederholte sie jetzt im Ton einer inniglen Bitte. „Du kannst es nicht, wenn Du mich lieb hast! Weißt Du denn, wie tief der Vater im Geheimen darunter leidet? Das kann nur ich ahnen, die sein tägliches Leben mit ihm theilt. Er will nicht daran denken, will nicht klagen über das, was ihm fehlt; aber weil er ein Verständniß für Kummer und Leid hat, darum ist sein ganzes Leben und Streben jetzt mehr noch als je ein Dienen für andere geworden. Sprich nicht so hart von einer Schuld, denke daran, daß das Wort Deinen Vater oder Deine Mutter trifft! Es kommen in unglücklichsten Verhältnisse, unentwirrte Fäden sein welche die beiden Leute kennten! Kränke Dich an die Güte und Zärtlichkeit, mit der unsere Mutter uns in den Kinderjahren umgab! Sieh auf unsern Vater in seinem hoffnungsfreudigen Schaffen, seiner nie ermüdenden Liebe, wie er nicht nur seinen Kindern, auch denen, die sein edles Herz verstehen, zu einem Vorbild wird nach allem zu streben, was gut und groß ist, auch wenn es durch Kampf und Entsagungen geht! Wenn Du an alles das denkst, Bruder, was uns aus gutem Elternhause gewonnen, kann kein Zwiespalt mehr in Dir sein, Du wirst Dich zurückziehen, wenn Du Dich nicht mit Ehrfurcht und Liebe vor ihnen beugst, wenn Du nicht das Dunkel und drängt jedes andere Geheimniß im Herzen zurück."

Der schrille Ton der Klingel unterbrach ihre Worte sie fuhr leicht zusammen. „Pikter, es ist der Vater, sei gut!" flüsterte sie, und mehr noch als die Worte, sprach der bittende Blick zu ihm.

Gleich darauf trat der Graf ein. Britta, erwartet, dem geliebten Vater möglichst jeden Aerger aus dem Wege zu nehmen, hatte sich schon früh eine gewisse Selbstüberlistung angeeignet, sie lächelte sie ihm auch jetzt freundlich entgegen, nur die kalten Hände und ein leichtes Zittern der Lippen verriet, daß ihre Gesichte erregt waren.

Pikter, der sich meist schrankenlos seinen wechselnden Stimmungen hingab, konnte sich nicht so schnell zu einer herzlichen Begrüßung entschließen und sein faraes „Guten Abend" klang frostig. Deßhalb die Schwester, um den Eindruck des kaupten Grußes zu verwischen, gleich ein ganz anderes Gesicht einhielt, wäre dem Grafen die kleine Art des Schwatzes doch aufgefallen, wenn er nicht heute mit anderen Dingen beschäftigt gewesen wäre.

Zugleich mit dem Hausherrn war auch der Diener erschienen, der den Tischtisch deckte und von Frau von Renal die Bestellung überbrachte, daß sie sich entschuldigen lasse, da sie noch durch eine Unterhaltung mit einer Schwester aus dem Augustaspital in Anspruch genommen sei.

Der Graf hatte unterdessen die auf dem Tische liegende Zeitung ergriffen und sich in den Inhalt derselben vertieft. Pikter bekannte noch immer seinen Platz am Kamin und beschäftigte sich angelegentlich damit, dem Feuer neue Nahrung zu geben, erst Brittas Stimme rief die beiden Herren ans ihrer Versunkenheit.

„Mein armer Ehe ist schon längst fertig und wartet darauf, genossen zu werden," erinnerte sie, „welche die gestrengen Herren der Schepfung sich jetzt zum Abendbrot niederlassen?"

Ihrer Einladung wurde wohl gefolgt, doch mußte sie fast allein die Kosten der Unterhaltung tragen, und ein besorgter Blick von ihr streifte sich und wieder den Vater, der nicht wie sonst beredtwillig auf das Gespräch einging. Schon war das Abendbrot beendet, die Herren hatten ihre Zigarren angezündet und nicht immer wollte keine rechte Unterhaltung in Gang kommen, da bemerkte der Graf, wie die dunklen Augen seines Lieblings unruhig sein Antlitz zu betragen schienen. „Mache Dir keine Sorge, kleines Kerl," nickte er ihr zu, „ich habe keinerlei schlechte Nachrichten bekommen, es geht mir nur viel durch den Kopf."

Sie hatte ihren Stuhl neben den seinen gezogen und das Gesicht an seine Schulter lehnend, plauderte sie: „Weißt Du, wie wir noch in Seewart waren, da hielten wir oft am Abend solch ein vernünftiges Kindertrinchen. Denn erzählst Du mir von Dir und Deinen Sorgen, und Du kannst das, wenn Du willst, und was Dich quälen mag, und meistens immer, es hilft Dir gut, Die den Unmuth vom Herzen herunterzuwerfen, so verfasse er am leichtesten, und Du könntest dann wieder frisch und hoffnungsfreudig von neuem an die Arbeit gehen."

„Du denkt nun die kleine Schwätzerin, ich solle es hier ebenso machen und ihr wenigstens den Blendkorf mit allerlei politischen Unrisiten füllen," lächelte er, „nein, da müßte ich ja ein Rabenvater sein. Das mich heute so nachdenklich machte, das war nur die Erkenntniß, die sich mir aufdrängt, wie schwer es ist in diesem wogenden Treiben, unter diesen drängenden und sich kreuzenden Stimmen den rechten Schrei der Zeit heraus zu hören, der aus dem Herzen des Volkes dringt und an unser Herz anrührt. Ja, Kleine," flüsterte er hinzu, ihr liebkosend über das Kraushaar streichend, „in Seewart war es leichter, da wußte man bald, wo man sich zu helfen war, da kannte man den Volksschlag der kleinen Welt, aber hier ist es oft, als ob das Blut wie im Fieber durch die Adern jagt des Volkes rasche, wenn man auf seinem hastenden Pulsschlag lauscht."

Der junge Offizier, der noch keineswegs Herr seiner Mißstimmung geworden war und dessen erregte Gefühle noch innerlich arbeiteten, hatte finster auf die Gruppe von Vater und Tochter geschaut. Es war vielleicht zum ersten Male, daß ihn ein Gefühl von Eifersucht und Bitterkeit überfiel, als ihm der innige Geistesverkehr der beiden so deutlich vor Augen trat. Er forschte nicht danach, ob sein Groll sich gegen den Vater oder die Schwester richtete, er fühlte nur ein innerliches Aufsehnen gegen die Worte des Vaters und eine Mißstimmung gegen die Schwester, deren ungetheilte Aufmerksamkeit sich jetzt ganz dem Vater zugewandt hatte.

„Warum nahmst Du denn die Wahl zum Landtage an, wenn Du es so viel leichter findest in Seewart zu leben und Dir das wogende Treiben hier nicht zusagt," unterbrach er ihr.

Die klaren Augen des Vaters richteten sich ernst auf den Sohn. „Du weißt es genau, daß so wie die Dinge bei uns stehen, kein anderer Vertreter unserer kleinen Königlichen Gesinnungen momentan Aussicht hatte bei einer Wahl durchzukommen, als Dein Vater. Ich hatte es aber für eine gebotene Pflicht, daß unter solchen Verhältnissen von keinem Zaudern die Rede sein kann. Wenn nicht zwingende Gründe es verbieten, so hat ein getreuer Unterthan, wenn ihn Kleinen, sein Vaterland und sein Fürst höher stehen als die eigene Bequemlichkeit, dem Rufe zu folgen."

„Es würde auch ohne die Herren des Landtages gehen, Preußen ist noch geworden ohne sein," warf der Sohn dazwischen.

„Gewiß," lautete die geduldige Erwiderung, „aber momentan besteht der Landtag, besteht mit dem Wunsch und Willen des Königs, da hat jeder gute Patriot seine Pflicht genau an der Stelle zu tun, wo ihn die Fügung seines Gottes hinstellt. Noch jetzt — wenn ich auch des Königs Rock kaum angezogen habe — habe ich mich doch noch als treuen getreuen Diener an, der ihm Treue schwor, und wenn ich hier als Vertreter derer stehe, die mich gesandt haben, so wirke ich auch anzleich für meinen Königlichen Herrn, dessen großes Herz sich sehnt und danach strebt seinem Volke die Lasten zu erleichtern, die es trägt, und ihm, soweit es menschliche Kräfte vermögen, dazu zu verhelfen, daß es ein großes und glückliches Volk werde. Der einzelne verschwindet wohl in der Masse, er ist ein Tropfen im Wasserglas, aber dennoch soll jeder einzelne, fest auf seinem Posten stehen und unentwegt seine Pflicht tun."

Er schwieg und streifte gedankenvoll die Asche von seiner Zigarre ab. Nach einer Weile fuhr fort: „Wir müssen inmitten der Menschen leben, damit wir lernen was sie bedürfen. Wenn auch meine persönliche Neigung mich an der heimatlichen Scholle festhält, so hat es auch für mich kein gutes, daß meine Arbeit mir jetzt hier angewiesen ist. Ich halte daran fest, daß die Umstände, die Mitte, und umgeben, eine Gottes-Schule sind, die uns kund tun, wonach wir uns zu richten und wie wir zu handeln haben. Mit diesen Augen sehe ich meinen Posten hier an. Ich bin aus der Enge in die Weite gekommen, und da es meine Ueberzeugung ist, daß wir Menschen dazu geschaffen sind einander zu helfen und zu dienen, so wird es hier wie in Seewart mein Streben sein, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß den existirenden Uebelständen abgeholfen werde. Ich habe an das Menschenleben hinein wirken will, der muß zuerst das Men